



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Universitätsbibliothek Paderborn

Praeterita

Ansichten und Gedanken aus meinem Leben, welche des Gedenkens
vielleicht wert sind

Ruskin, John

Strassburg i. E., 1903

Viertes Kapitel: Fontainebleau. 1841 - 44

[urn:nbn:de:hbz:466:1-47560](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-47560)

Viertes Kapitel.

Fontainebleau.

Wir erreichten Rochester am 29. Juni, verbrachten dann einen Monat zu Hause und überlegten, was nun zunächst zu beginnen sei. Seit jenem Morgen in Lans-le-bourg hatte ich das Gefühl, als ob ich schnell gefunden würde, wenn man mich nur in frischer Bergluft ließe. Nach der Besprechung mit einigen Londoner Aerzten hielt man es für das beste, mich meine eigenen Wege gehen zu lassen; und nachdem wir noch übereingekommen waren, daß Richard Fall mich begleiten sollte, schickten meine Eltern mich anfangs August auf meine erste selbständige Reise nach Wales.

Auf dem Wege dorthin sollte ich in Leamington Station machen, um den ersten Arzt des Ortes, Dr. Jephson, zu konsultieren, der bei den Leuten der Wissenschaft zwar als Quacksalber verschrieen war, über den meine Eltern aber von Freunden Günstiges gehört hatten.

Jephson war kein Quacksalber, sondern ein Mann von ausgezeichneten Fähigkeiten, ein geborener Arzt. Sein beharrlicher Fleiß und seine scharfe Beobachtungsgabe hatten es ihn vom Apothekerlehrling zum angesehensten Arzt in Seamington bringen lassen, und mir kam es vor, als ob ich in ihm zum ersten Male in meinem Leben einen wahren Jünger Aeskulaps kennen gelernt hätte.

Er untersuchte mich zehn Minuten lang und sagte: „Bleiben Sie hier, ich will Sie in sechs Wochen wieder gesund machen.“ Ich wandte ein, daß ich nicht im geringsten darauf vorbereitet sei zu bleiben, sondern im Begriff stehe nach Wales zu gehen; doch wolle ich allen Anordnungen und Vorschriften folgen, die er mir etwa geben würde. Nein, hieß es, ich müsse bleiben, oder er könne nichts für mich tun. Das schien mir nun doch ein wenig nach Quacksalberei auszugehen, ich machte meine Verbeugung und setzte meine Reise fort, nachdem ich meinem Vater einen Bericht über diese Unterredung nach Hause geschickt hatte.

In Pont y Monach fand ich einen Brief vor, der mich unverzüglich nach Seamington zurückkehren hieß, um mich in Dr. Jephsons Obhut zu begeben. Richard mußte deshalb allein den Snowdon besteigen, während ich, so schnell die Post mich hinbringen wollte, zurückfuhr und reumütig dem Doktor noch einmal meinen Besuch machte. Auf seine Anordnung mußte ich eines der kleinen Häuschen bei den Quellen be-

ziehen, wo ich die darauf folgenden sechs Wochen meines Lebens in völlig veränderter Lebensweise zubrachte; in meinem Tagebuch von damals beklagte ich mich bitter darüber, heute jedoch habe ich in der Erinnerung kein so unangenehmes Bild mehr davon. Morgens gab es Salzwasser aus der Quelle und zweimal täglich Eisenwasser, dessen Niederschlag sichtbar auf dem Boden des Glases glitzerte. Zum Frühstück um acht Uhr bekam ich Kräuterthee, ich glaube es war Löwenzahn; um ein Uhr Mittagessen, und Abendessen um sechs; beides bestand nur aus Fleisch, Brot und Wasser. Ich hatte die Wahl zwischen Fisch, Fleisch oder Geflügel, erhielt aber nur eine Fleischspeise, und weder Gemüse noch Obst; vor- und nachmittags Spaziergänge und abends frühzeitig zu Bett: das war die Diät, welche plötzlich an Stelle meiner luxuriösen Lebensweise treten mußte.

Ich unterwarf mich allen Vorschriften aufs pünktlichste, fand das Leben auch unter solchen Umständen noch lebenswert und erfreute mich der erneuerten Hoffnung, es noch weiter genießen zu dürfen.

Die grotesk prosaische Lage hatte an sich ein gewisses Interesse. Hier wohnte ich in einem kleinen viereckigen Backsteinhäuschen, Nummer soundsoviel in der Reihe, hatte Aussicht auf verwilderte Vorstadtwiesen und einen zerbrochenen Zaun, hier und dort einen Schutthaufen, den träge durchs Land schleichen- den Leam, knapp drei Meter breit, und jenseits auf eine mit Dornengestrüpp bewachsene Erdwelle. Weiter

abwärts in der Häuserreihe fingen die armfeligen kleinen Läden an, dann kamen ein oder zwei aristokratische Spezerei- und Kurzwarenhändler, die Leihbibliothek und die Trinkhalle.

Nach der Bucht von Neapel, dem Aventin und dem Markusplatz wirkte meine Umgebung wie die erste Szene einer Pantomime, bevor noch die Handlung eigentlich beginnt. Aber in Rom unter dem Aventin hatte ich mich unsicher und unbehaglich gefühlt, ein Gefühl, das mir zur eigenen Ueberraschung hier ganz fremd blieb; die einfachen Verhältnisse belustigten mich eher, und ich hatte das erfreuliche Gefühl, als ob alles was mich hier umgab, doch ganz gut und recht sei, — wenigstens für mich. Machte es auch keinen so erhabenen Eindruck wie das Beckwatergebäude in unserem College, noch einen so bunten wie der Markusplatz, so befand ich mich hier auf dem altgewohnten Boden meiner Tage in Groydon, und ich konnte in meinem Zimmer treiben was ich wollte und hatte mich auf keine drohenden Prüfungen vorzubereiten.

Das erste, was ich tat, war, daß ich in eine Buchhandlung ging und mir ein Buch kaufte, um arbeiten zu können. Nach genügender Prüfung kaufte ich Agassiz' «Poissons Fossiles» und machte mich daran, Schuppen zu zählen und schwere Namen zu lernen indem ich dachte, wie manche Leute noch heute denken, daß ich auf diese Weise am besten in Geologie vorwärts komme. Auch verschah ich mich mit ein paar Bänden von Kapitän Marrayat

und mit einigen neuen prächtigen Stückchen Farbe, um damit in Turners großartigster Manier eine Zeichnung vom Schloß zu Amboise bei Sonnenuntergang fertig zu machen, worauf am Horizont der Mond durch eine Brücke scheinen sollte. Die „Fossilen Fische“ erwiesen sich als ein nützlicher Kauf und setzten mich nach gründlichem Studium in den Stand zu begreifen, daß Agassiz doch nur ein Tor war, da er für die gute zeichnerische Arbeit dieser schmutzigen, häßlichen Dinger Geld ausgegeben hatte, und daß es für keinen Sterblichen soviel wert ist wie ein alter, vertrockneter Hering, ob sie überhaupt Namen haben oder nicht.

Ich hätte für einen nützlichen Zweck auch nicht mehr Zeit aufwenden können, aber es war doch kein geringer Gewinn, die Erfahrung zu machen, daß auf solche Arbeit verwendete Zeit — verschwendete Zeit ist.

Es wäre ein besserer Erfolg sechswöchentlicher Studien gewesen, im Noon einen Kaulbarsch zu fangen und ihn mit Gewürzen und Kräutern kunstgerecht kochen zu lernen, als jede Schuppe, die im Schlamm des Weltalls eingebettet liegt, zählen und mit dem richtigen Namen benennen zu können. Uebrigens schöpfte ich aus diesem Buch eine heilsame Erkenntnis des Verhältnisses zwischen Künstlern und Leuten der Wissenschaft, denn ich sah, daß das wirkliche Genie, das aus den „Fossilen Fischen“ sprach, dem Lithographen angehörte und nicht dem Manne der Wissenschaft, und daß das Buch deshalb den Namen des Lithographen hätte tragen sollen mit dem bloßen Vermerk, daß

Herr Agassiz die Schuppen gezählt und mit häßlichen Namen benannt habe.

Die zweite Hauptarbeit, die ich in meinem Zimmer zu Leamington zustande brachte, ist die vorhin erwähnte, mit vieler Mühe angefertigte Zeichnung von Amboise, die ich „aus dem Kopf“ machte. Das Schloß scheint ungefähr sieben hundert Fuß über dem Fluß zu stehen, während es in Wirklichkeit nur achtzig bis neunzig Fuß darüber liegt; der Sonnenuntergang, der darüber lag, der aufsteigende Mond, einige Staffeln mit Geländer, die zum Wasser hinunter führen, aber in Wirklichkeit nicht da sind: alles war Turner nachgeahmt; nur das Maßwerk der St. Hubertus-Kapelle machte ich mit peinlicher Sorgfalt auf meine eigene Weise, wie ich dachte, noch ein wenig besser als Turner.

Diese Zeichnung, sowie das Gedicht „die Zerbrochene Kette“, als dessen Illustration sie von Gooddall prächtig gestochen wurde, erwies sich später als eine außerordentlich lehrreiche Erfahrung; ich kam dadurch zu der Ueberzeugung, daß ich in dieser Richtung meiner Gestaltungskraft noch ein schlimmerer Hohlkopf war als Agassiz.

Mein Aufenthalt war von schönem Herbstwetter begünstigt, das Korn reif, und wenn man erst die verwilderten Wiesen, die Brunnenstube und die Promenade hinter sich hatte, bot die Gegend ringsum, die in ihrer einfachen, englischen Art eindrucksvoll auf mich wirkten, hübsche Nachmittags-

spaziergänge. Die Türme von Warwick lugten hinter drei Baumgipfeln hervor; Kenilworth konnte man in einem Nachmittag besuchen und Stratford erreichte man in einstündiger Fahrt mit einem trabenden Pony; weiterhin, so weit das Auge reichte, typisch englische Landschaft, nicht Berg und Tal — das konnte man überall finden — sondern Berg und Ebene, in der die Flüsse bewegungslos ruhen und die Kanäle ohne Schleußen stehen.

Unter so friedlichen Verhältnissen fing ich an, Kornblumen, Disteln und Malven sorgfältig zu betrachten und in meinem Tagebuch finde ich am 15. September eingetragen, daß ich den „König des goldenen Flusses“ zu schreiben angefangen hatte und Alison's „Europa“ und Turners „Chemie“ las.

Den „König des goldenen Flusses“ habe ich einem kleinen Mädchen zu Gefallen geschrieben. Es war eine ziemlich gelungene Nachahmung von Grimm und Dickens, untermischt mit ein wenig eigenem aufrichtigem Gefühl für die Alpen, und gute Kinder haben es gern gelesen. Trotzdem ist es vollständig bedeutungslos. Ich kann nun einmal keine Geschichte schreiben, so wenig wie ein Bild komponieren.

Doctor Zephson hielt Wort und ließ mich nach sechs Wochen gehen, indem er mir sagte, meine Gesundheit liege nun in meinen eigenen Händen. Ich glaube, er hatte Recht. Und in der Tat, wenn ich weiter gelebt hätte von Hammelfleisch und Eisen, schwimmen gelernt hätte im Meer, das ich so sehr

liebte, und mich an Geologie und Fische gehalten hätte — allerdings besser an lebende als an fossile — dann wäre ich ohne Zweifel — ertrunken wie Charles oder hätte innerhalb ein oder zwei Jahren

„auf einem Gletscher, halben Wegs zum Himmel
geruht zu ew'ger Ruh.“

Nur das Schicksal weiß, was hätte geschehen können. Ich für mein Teil weiß mit Sicherheit nur, was nicht hätte geschehen sollen, daß ich nämlich, nachdem ich von Leamington erlöst war, wieder zu gebratenen Kartoffeln und Kirschenauflauf griff und, anstatt schwimmen und klettern zu lernen, fortfuhr pathetische Verse zu schreiben und bei dieser außergewöhnlich törichten Krisis meines Lebens versuchte, Zwielicht zu malen wie Turner. Ich war nicht verblendet genug, ihm im Tageslicht folgen zu wollen, aber ich glaubte, etwas zu Wege bringen zu können wie sein „Schloß Kenilworth bei Sonnenuntergang“ mit dem Milchmädchen und dem Mond.

Ich ließ bisher unerwähnt, bei welcher Gelegenheit ich mit Turner bekannt wurde. Die Einführung geschah durch Herrn Griffith bei einem Diner zu Norwood, am 2. Juni 1840.

Im Tagebuch finde ich darüber die Bemerkung: „heute dem Manne vorgestellt, der ohne Zweifel der größte unseres Zeitalters ist an Gestaltungskraft und dem Sinn für malerische Brauchbarkeit einer Landschaft, zugleich der berühmteste Maler und Poet des

Tages, J. M. W. Turner. Man hatte ihn mir als rauh, bäurisch, ungebildet und gewöhnlich beschrieben. Ich wußte, daß das nicht wahr sein konnte. Ich fand in ihm einen etwas exzentrischen Herrn, von scharf ausgeprägter Eigenart, ausgesprochenem Tatsachensinn und englischem Geist; offenbar gutmütig, offenbar aber auch übellaunig. Humbug war ihm in jeder Gestalt zuwider; dabei war er etwas rechthaberisch und vielleicht ein wenig eigennützig, aber von hohen, geistigen Gaben, welche an den Tag zu legen er kein Vergnügen empfand, und welche nur hin und wieder bei einem Wort oder einem Blick aufleuchteten."

All' dies hatte ich auf den ersten Blick erkannt und noch am selben Tag niedergeschrieben.

Seltamerweise war „Kenilworth" eines der Blätter, welches Herr Griffith nach Tisch aus seiner Mappe zum Vorschein brachte. Ich muß wohl etwas Törichtes darüber gesagt haben, des Inhalts, die Zeichnung sei eines der Hauptstücke der „England Serie", ein Ausdruck, der Turner aufs höchste mißfiel. Es gab wenig, was er mehr haßte, als wenn er Leute einzelne Zeichnungen in hohen Worten loben hören mußte; er wußte, daß es meistens nichts anderes bedeutete, als daß sie die übrigen nicht schätzten.

Wie dem auch sei: er hüllte sich in Schweigen. Die Unterhaltung ging weiter, als ob er nicht zugegen gewesen wäre. Zum Schluß wünschte er mir freundlich gute Nacht, und ich sah ihn nicht wieder, bis ich von Rom zurückkehrte.

Hätte er mich nur eingeladen, ihn am nächsten Tag zu besuchen, mir eine Bleistiftskizze gezeigt und mich zusehen lassen, wie er die Farben darüberlegte! Mir hätte er zehn Jahre meines Lebens dadurch erspart, und er wäre für den Rest des seinigen nicht weniger glücklich gewesen. Man kann nur sagen: solche Dinge sollen nicht sein. Jeder einzelne von uns muß den Kampf mit dem Widrigen auskämpfen und für sich selbst das Ungefehene entdecken.

Rehren wir nach Seamington zurück. Hier saß ich also und quälte mich ab Schloß Amboise im Zwielicht zu malen und grübelte über fossile Fische und Michelangelo.

Nachdem ich nicht mehr täglich Revue passieren mußte, ging ich auf einige Tage zu meinem ehemaligen College-Tutor, Herrn Walter Brown, der jetzt Pfarrer in Wendlebury war, einem Dorfe im flachen Land, elf Meilen nördlich von Oxford. Es bestand aus fünfzehn strohgedeckten Häusern und dem Pfarrhaus, inmitten ausgedehnter Wiesen, die durch Hecken oder Steinmauern voneinander getrennt waren; hier und da ein Heuspeicher und ein Tor in der Hecke oder eine Treppe über den Steinwall. Das Pfarrhaus war ein viereckiges Gebäude mit einem Garten von fast fünfzig Metern im Geviert; das Kirchlein dicht dabei, vielleicht achtzehn Meter lang bei einer Höhe von nicht ganz vier, hatte einen vierkantigen Turm mit einem Wetterhahn darauf.

Herr Walter Brown hatte eine würdige, sehr einfache Frau mittleren Alters geheiratet und sich mit all seiner Gelehrsamkeit und seinen guten Gaben hier niedergelassen, um die geistige Wohlfahrt Wendleburys zu heben und ging in dieser Aufgabe völlig auf. Er grub seinen Garten um, nahm einen oder zwei Pensionäre, um sie für die Examina in Oxford vorzubereiten und arbeitete mit ihnen während der Morgenstunden in der altgewohnten Weise, vertiefte sich in das Studium der „Naturgeschichte des Enthusiasmus“ und war glücklich und zufrieden sein Leben lang.

Da er auf seine kleine Kirche und ihren Wetterhahn stolz war, machte ich ihm eine Zeichnung davon, so gut ich konnte, in der Beleuchtung der untergehenden Sonne mit dem aufsteigenden Mond. Er äußerte einige Bedenken, daß der Himmel auf dem Kopf stehe, da nämlich das dunkelste Blau am Horizont lag, um die Kirche herauszuheben; doch schien zu jener Zeit jedermann an mich zu glauben und zu denken, daß ich vom Zeichnen mehr verstehe als andere. Die Demut, mit welcher Herr Brown meinen Vorträgen über Michelangelo lauschte, welche ich an meine in Rom gekauften Umrißzeichnungen nach dem „Jüngsten Gericht“ anknüpfte, auf denen die Muskeln eingezeichnet waren wie ein Netz von Eisenbahnlinien, ist mir als etwas Außerordentliches und Geheimnisvolles im Gedächtnis geblieben. Heute, da ich wirklich etwas davon verstehe, will mir niemand mehr gläubig entgegenkommen.

Herr und Frau Brown waren in jeder Hinsicht freundlich zu mir und schienen mich gern bei sich zu sehen. Vielleicht allerdings nur aus Höflichkeit, denn ich kann mir nicht vorstellen, daß ich zu jener Zeit irgend jemandem hätte gefallen können, wenn ich absehe von meinem guten Willen liebenswürdig zu sein, indem ich, soweit ich es ehrlicherweise tun konnte, jedem, mit dem ich sprach, nur Angenehmes sagte.

Von Wendlebury ging ich nach Hause, um mich mit Gordons Hilfe für das Examen vorzubereiten. In meinem Tagebuch finde ich unter dem 16. November 1841 verzeichnet: „Meine Zimmer sind nun wieder in Ordnung; morgen fange ich an zu studieren, methodisch, aber nicht zu viel“. Zeitlebens ist das In-Ordnung-bringen meiner Zimmer von Zeit zu Zeit eine angenehme Erholung für mich gewesen, aber es ist mir nie gelungen, sie drei Tage lang in Ordnung zu halten.

Für den andern Tag finde ich dies eingeschrieben: „Warum kristallisiert der Raufrost an den Adern und Rändern der Blättern in größeren Kristallen als an andern Stellen?“ (an andern Stellen der Blätter meinte ich) eine Frage, die ich zum ersten Male bei meinen Eisstudien im Jahr 1879 glaubte aufgeworfen zu haben, und die bis heute noch unbeantwortet ist.

Auch die Einzeichnung des nächsten Tages verdient hier abgedruckt zu werden: „Ich las Clementina in

„Sir Charles Grandison“. Nichts hat mich je so mächtig ergriffen; nach meinem gegenwärtigen Urtheil möchte ich es über jedes andere Werk dichterischer Fiktion stellen. Es ist wirklich ein erhebendes Buch und hat mich wohl nachhaltiger zum Guten angespornt, als irgend etwas, das ich bis jetzt gelesen habe.“

In diese Zeit fielen auch meine ersten Unterrichtsstunden bei Harding, die mir viel Erfreuliches boten, trotzdem ich die Mängel meines Lehrers nicht über sah. Es war eine Freude, ihn in seiner eigenen Art zeichnen zu sehen; seine Baumformen waren naturgetreu und mit einer ehrlichen, originellen Auffassung selbständig errungen. Er war ein heftiger Gegner der Meister der alten holländischen Schule, und wie ich glaube, der Erste, der mir sagte, sie seien Trinker, Spieler und Lumpe gewesen, denen die Wirklichkeit des Wirtshauses mehr galt, als dessen Darstellung. Das war ein neuer Gedanke und für mich in nicht geringem Maße anregend.

So dämmerte das Jahr 1842 herauf, in seinen Morgenwolken mancherlei für mich bergend. Früh in diesem Jahre ging eine Veränderung mit Turner vor sich. Er hätte gern einige Zeichnungen ausgeführt, wollte damit aber auch Geld verdienen. Er gab deshalb Herrn Griffith fünfzehn Skizzen verschiedener Motive zur Auswahl für jeden, der ihm Bestellungen darauf machen wolle. Mein Vater ließ mich sofort eine davon auswählen, bis ich ihn durch Bitten und

Schmeicheln dazu brachte, daß ich zwei aussuchen durfte. Von andern Seiten bekam Turner noch sieben weitere Bestellungen. Theils um die Art zu zeigen, wie er die Skizzen ausführen wollte, theils zum sofortigen Verkauf hatte der Maler vier fertige Zeichnungen beigelegt.

Unter diesen befand sich der „Splügen“, den ich durch inständiges Bitten zu erhalten hoffte, wenn mein Vater, der gerade auf Reisen war, nach Hause käme. Ich wartete pflichtschuldigst bis er kam, in- zwischen aber wurde das Bild, zusammen mit dem reizenden „Bierwaldstätter See“ an Herrn Munro in Novar verkauft.

Dieser Umstand wurde später für mich Veranlassung zu ernstlichem Grübeln. In einer Geschichte von Miß Edgeworth würde der Vater zur rechten Zeit heimgekommen, Herrn Munro, wie er mit dem „Splügen“ in der Hand zögernd dastand, schnell zuvorgekommen sein und dem pflichttreuen Sohn diese und noch eine andere Zeichnung zur Belohnung geschenkt haben. Bei einigem Nachdenken finde ich, daß weder die Wege der Vorsehung, noch die der Welt, mit den von Miß Edgeworth geschilderten übereinstimmten. Mir wurde damals endgültig klar, daß, wenn man etwas Törichtes tut, man dafür das Gleiche leidet, ob man's nun in frommer Absicht tat oder nicht. Ich wußte ganz gut, daß diese Zeichnung das beste Schweizer Landschaftsbild war, das Menschenhand je gemalt hatte, daß von Rechts wegen ich es hätte haben müssen, und es

ganz unstatthaft sei, daß ein Anderer es besitze. Ich hätte es mir sofort sichern, und mir später zärtlich die Verzeihung meines Vaters dafür erbitten sollen. Er würde überrascht, ärgerlich und bekümmert gewesen sein, hätte mich aber nicht weniger geliebt, und zuletzt gefunden, daß ich recht getan und sich darüber gefreut. Eine Zeitlang wäre es mir ein unbehagliches Gefühl gewesen, ihn verletzt zu haben, doch hätte ich in meiner Reue meinen Vater desto mehr geliebt und mich schließlich durch das Gute der Sache an sich beruhigt und gerechtfertigt gefunden. So jedoch, wie die Sache lag, war uns der „Splügen“ ein Dorn unser ganzes Leben lang. Mein Vater versuchte stets das Bild in seinen Besitz zu bekommen. Herr Munro, durch Händler unterstützt, schraubte den Preis immer höher, bis er schließlich von achtzig auf vierhundert Guineen gekommen war; da gaben wir es schweren Herzens auf.

Und wie steht es mit dem: „Du sollst nicht begehren . . .?“ Lieber Leser, wenn Du darauf Antwort haben willst, befrage meine philosophischen Werke. Hier kann ich nur von tatsächlichen Umständen und allgemein gültigen Regeln sprechen. Es gibt ein Gesetz, daß man für jede Torheit leiden muß, gleichviel aus welchem Beweggrund sie geschah. Ich sage damit nicht, daß nicht jedes Motiv sich nach eigenem Verdienst belohnt und bestraft, aber jedenfalls kam in diesem Falle, so weit ich es beurteilen kann, nur Unheil aus der ganzen Sache.

Während ich indessen die Enttäuschung, so gut es gehen wollte, ertrug, erfreute ich mich an dem Anblick der Skizzen und der Erwartung der Zeichnungen, die danach angefertigt werden sollten. Diese nahmen meine Gedanken weit mehr in Anspruch als mein Mißgeschick. Ich sah, daß es sich bei diesen Bildern um unmittelbare Natureindrücke handelte, nicht um komponierte Entwürfe, wie sein „Carthago“ und „Rom“. Auch begann mir zu dämmern, daß sogar in der Komposition Turners vielleicht mehr Wahrheit liege, als ich bisher gemerkt hatte. In dieser Zeit war ich über seine Kompositionsprinzipien sehr genau unterrichtet, doch schien mir in seinen späteren Werken die Natur selbst das Bild zu komponieren.

Während mich diese Frage beschäftigte, bemerkte ich eines Tages auf dem Wege nach Norwood eine Gfeuranke an einem Stamm, die „sogar für meinen kritischen Blick nicht übel“ komponiert schien. Ich machte eine schattierte Bleistiftstudie davon in mein Taschenbuch und arbeitete sie so sorgfältig heraus, als ob es ein Stück Bildhauerarbeit gewesen wäre. Ueber dem Zeichnen wurde meine Freude daran immer größer und als ich damit fertig war, merkte ich, daß ich seit meinem zwölften Jahr meine ganze Zeit verloren hatte, weil ich nie gelehrt worden war zu zeichnen, was wirklich da war. Wenn ich sage: „meine ganze Zeit“, so meine ich damit die Zeit, welche ich dem Zeichnen als Kunst gewidmet hatte; ich besaß zwar

manche Erinnerungsblätter von unsern Reisen, doch war mir nie die wahre Schönheit irgend eines Dinges zum Bewußtsein gekommen.

Diese Entdeckung schmetterte mich weder nieder, noch erhob sie mich so sehr, wie sie es hätte tun sollen, aber sie endete meine Chrysaliden-Tage: von nun an machte ich stetige, wenn auch langsame Fortschritte.

Das muß im Mai gewesen sein und ein paar Wochen später reiste ich nach Oxford hinunter, finde aber in meinem Tagebuch keine Eintragung darüber. Ich hoffte das Examen nur gerade zu bestehen und schrieb so schlecht Latein, daß ich auch damit rechnen mußte, nicht durchzukommen. Aber meine Examinatoren sahen mir diesen Mangel nach, weil meine theologischen, philosophischen und mathematischen Kenntnisse über dem Durchschnitt standen und gaben mir ein höchst schmeichelhaftes Prädikat.

Als ich sicher war, daß ich bestanden hatte, unternahm ich einen Spaziergang in die Felder, nördlich vom Neuen College — welche inzwischen in Parks verwandelt wurden — glücklich in dem Bewußtsein wiedererlangter Freiheit, aber völlig im Unklaren, wie ich sie anwenden sollte. Da stand ich nun mit meinen zweiundzwanzig Jahren mit einer ganzen Anzahl Fähigkeiten; alle aber standen den analytischen nach und diese selbst waren, wie die übrigen, nur im Keime vorhanden, und ich unfähig ihre Tiefe zu

meßen; hatte diese und jene Liebhabereien, denen ich bisher, halb gegen mein Gewissen, nachgegeben hatte und ein dunkles Gefühl der Pflicht gegen mich selbst, meine Eltern und den täglich verschwommener werdenden Schatten eines ewigen Gesetzes.

Was sollte ich werden oder beginnen? Mein nachsichtiger Vater war bereit mich tun zu lassen, was ich wollte; zu Hause hatte ich allezeit mein luxuriös ausgestattetes Zimmer und wenn ich lieber reiste, zahlte er meine Auslagen. Jedoch konnte ich mich nicht dazu entschließen, allein zu reisen. Vielleicht verdient es ein wenig Lob, daß ich nie ernstlich daran dachte, meine Eltern zu verlassen, um fremde Länder zu durchstreifen, und die Furcht ihnen Kummer zu bereiten sprach bei allen Entschlüssen ein gewichtiges Wort. Zudem lag mir das Verlangen, fremde Länder kennen zu lernen, ganz fern, mir fehlte jegliche Lust zu Abenteuern und ich war es ganz zufrieden, mein behagliches Zimmer allezeit in Ordnung und mein Essen von drei Gängen regelmäßig um 4 Uhr bereit zu finden. Obgleich kein Feigling, wenn Gefahr mich betrat, widerstrebte es mir doch, ein Leben zu führen, dessen beständiger Begleiter die Gefahr ist. Ich würde nicht nach Indien gegangen sein wegen der Tiger, nicht nach Rußland wegen der Bären und nicht nach Peru wegen der Erdbeben; schließlich kam noch hinzu, daß, wie meine Eltern nicht gut ohne mich sein konnten, ich ohne sie immer eine Lücke empfand.

Wir planten für dieses Jahr einen Sommeraufenthalt in der Schweiz, den wir hauptsächlich in Chamounix verbringen wollten, damit ich in Bergluft sei und die langersehnte Möglichkeit hätte, die Felsen des Mont-Blanc eingehend zu studieren. Meiner Mutter war Chamounix fast ebenso lieb wie mir, aber von meinem Vater verlangte dieser Plan strenge Selbstverleugnung, da er weder Schnee noch Holzhäuser leiden mochte.

Aber er gab um meinetwillen all seine Liebhabereien auf und überließ mir auch die Wahl der Stationen durch Frankreich. Die Reise ging über Rouen, Chartres, Fontainebleau und Auxerre. Eine oder zwei Bleistiftskizzen, die ich zu Anfang unserer Reise machte, zeigen das schwankend gewordene Vertrauen zu meiner alten Manier und den Versuch, Licht und Schatten mehr zur Geltung zu bringen. Das flache Land zwischen Chartres und Fontainebleau mit dem bedrückenden Gedanken, Paris so nahe zu wissen, machte mich sehr elend. Ich lag die ganze Nacht im Fieber wach und fühlte mich am nächsten Morgen so traurig und krank, daß ich nicht wagen konnte zu reisen und eine schwere Krankheit nahe wähnte. Die Wirtsleute brachten mir jedoch gegen zwölf Uhr ein Körbchen voll Walderdbeeren, die mich sehr erfrischten, so daß ich mein Skizzenbuch in die Tasche steckte und ins Freie wankte, wenn auch immer noch sehr matt und tief betrübt; ich geriet in einen schmalen Fahrweg, der zwischen jungen Bäumen dahinführte, und wo nichts zu sehen

war, als der blaue Himmel, der durch das dünne Geäst leuchtete.

Ich legte mich auf eine Bank, die am Wege stand, und versuchte einzuschlafen; aber es wollte nicht gelingen, meine Augen verfolgten die Zweige, die sich vom hellen Himmel abhoben und als ich mich allmählich etwas frischer fühlte und merkte, daß es mir für diesmal nicht ans Leben ging, zog ich mein Buch hervor und zeichnete eine kleine Espe, die an der andern Seite des Weges stand.

Wie ich in diesen langweiligen Fahrweg geriet, da es doch getürmte Sandsteinfelsen aufzusuchen gab, — auch das weiß wieder nur das Schicksal, aber ich hatte nie das Glück, in Fontainebleau irgend eine von den Herrlichkeiten zu finden, die ich von französischen Künstlern preisen höre. Diese Felsen brachten des armen Evelyn Gemüt fast ebenso sehr in Aufruhr wie die „fürchterlichen“ Alpen von Clifton, wie seine folgende Aufzeichnung beweist:

„7. März (1644). Ich machte mich mit einer kleinen Gesellschaft auf den Weg in der Richtung nach Fontainebleau, einem kostbaren Palast des Königs, wie der unsrige zu Hampton-Court. Der Weg führte durch einen Wald, in welchem sich ungeheure Felsen eines weißlichen, harten Gesteins erheben; sie türmen sich ringsum übereinander wie Berge, so daß ich glaube, nirgends mag ein wilderer und einsamerer Fleck zu finden sein. Auf dem Gipfel eines dieser unheimlich ragenden Klöße, wo überhängende Stein-

Blöcke zwischen Baum- und Strauchwerk Verderben bringend herabdrohen, ist eine Einsiedelei erbaut."

Diese Stelle halte ich für durchaus bezeichnend für das rein englische Verständnis für Felsen. Wenn sie nur groß genug aussehen, daß sie beim Herunterstürzen ihm den Kopf zerschmettern könnten, so ist dies alles, was ein Engländer verlangt oder versteht. Die „fürchterlichen“ Felsen zu Fontainebleau waren mir nie fürchterlich genug, um mir zu gefallen, sie schienen nie größer zu sein, als daß ich sie hätte einpacken und als Proben heimschicken können, wenn sie die Fracht verlohnt hätten, und in meiner urwüchsigem Abneigung gegen Palastanlagen und gerade Kieswege suchte ich umsonst nach der Quelle, die doch die Seele des Ortes gewesen ist. Heute kümmerte ich mich nicht um Felsen, Palast und Springbrunnen, sondern lag auf einer Bank am sandigen Fahrweg und meine Augen sahen unverwandt nach dem kleinen Espenbäumchen, das sich vom blauen Himmel abhob.

Zwar noch matt, aber nicht ohne Eifer begann ich es zu zeichnen und über der Arbeit schwand die Mattigkeit: die herrlichen Linien wollten mit Aufmerksamkeit verfolgt sein. Sie wurden immer schöner, wie jeder einzelne Ast sich aus der Masse heraus hob und seinen Platz in der Luft einnahm. Mit wachsendem Erstaunen sah ich, daß sie sich selbst „komponierten“, nach schöneren Gesetzen, als sie je ein Mensch gekannt hatte. Schließlich stand der kleine Baum vor mir auf

dem Blatt und alles, was ich über Bäume zu wissen geglaubt, war zerronnen.

Jene Efeuranke in Norwood hatte mich nicht so gründlich beschämt, da der Efeu von jeher für ein ornamentales Geschöpf gegolten hatte und man von ihm erwarten konnte, daß er bei Gelegenheit seinem Ruf Ehre machen würde. Aber daß jeder Baum im Wald schön ist, (denn es entging mir nicht, daß meine junge Espe nur eine aus Millionen war), schöner als die zierlichsten Stickerereien des Ostens und die kunstvollsten Gemälde des Westens, — das setzte all' meinen früheren Gedanken ein Ende und eröffnete den Einblick in eine neue Waldeswelt.

Und nicht nur in die Welt des Waldes allein. Der Wald, den ich bisher für eine wirre Wildnis gehalten hatte, erfüllte in seiner Schönheit, wie ich nun sah, dieselben Gesetze, welche die Wolken führte, das Licht verteilte und die Welle im Gleichgewicht hielt. „Er hat alles schön gemacht,“ das wurde für mich das erlösende Wort, dessen sich der Mensch bei Betrachtung aller Dinge bewußt sein sollte, und ich ging diesen Waldweg zurück im Gefühl, daß er mich weit geführt habe — weiter als ich hätte denken oder träumen können.

Zu meinem Bedauern und größten Erstaunen berichtet mein Tagebuch nichts über meine Gefühle und Entdeckungen in diesem Jahre. Sie waren zu zahlreich und zu verwirrend, um niedergeschrieben zu werden.

Ich zeichnete auch nicht viel — denn die Dinge, die

ich sah, lagen jenseits aller Zeichenkunst — sondern widmete meine Zeit botanischen Studien.

In diesem Jahr kehrten wir zum letztenmal in unser Haus auf Herne Hill zurück und die lieblichen Zeichnungen, die Turner für mich gemacht hatte, „Ehrenbreitstein“ und „Luzern“, zierten zuerst noch dort in unserm kleinen Speisezimmer die Wand. Aber die schönen Tage von Herne Hill, und mit ihnen viele glückselige Freuden gingen nun zu Ende!

Vielleicht hatte meine Mutter bei Besuchen in Hampton Court oder Isola Bella manchmal im Stillen gedacht, es wäre ganz hübsch, einen größeren Garten zu haben; und wenn zuweilen ein vornehmer Oxforder Freund, der in einer fürstlichen Wohnung in Cavendish oder Grosvenor Square zu Hause war, auf Besuch zu mir heraufkam, hatten wir nur das Hinterstübchen, dem Kinderzimmer gegenüber, wo er die Hände waschen konnte. Und da mein Vater sah, daß seine Bankbilanz immer günstiger für ihn abschloß, kam ihm der Gedanke, seiner Landkundschaft mache es vielleicht einen stattlicheren Eindruck, ihren Sherry nach Tisch in größeren Räumen zu trinken. Und da ich selbst nun erwachsen war und mein Examen (Bachelor of Arts) hinter mir hatte, brauchte nicht vielleicht auch ich ein größeres Haus?

Nein, lieber Leser, aber seitdem ich zum erstenmal einen Spaten in die Erde gestoßen hatte, wollte ich immer einen Kanal graben und ihn mit Schleusen

versehen, wie Harry in „Harry und Lucy“; und in dem Felde hinter dem Hause auf Denmark Hill, das uns in dieser Stunde unserer Schwachheit als neue Wohnung versuchend angeboten wurde, lag die Möglichkeit vor mir, einen Kanal zu bauen, mit soviel Schleusen als ich wollte.

Wie erstaune ich, wenn ich beim Zurückblicken bemerke, wie durchaus knabenhaft, sogar klein-knabenhaft ich in allen meinen persönlichen Neigungen und Freuden war, während ich, aus mir hinausschauend, weiter sah, als die Könige von Neapel und die Kardinäle von Rom.

Es waren noch viele Bedenklichkeiten in Betracht gezogen und hin und wieder besprochen worden, ehe wir das Haus mieteten. Meine Mutter äußerte zwar wohlüberlegt, aber traurig, daß es für sie nun zu spät sei, einen großen Garten in Ordnung zu halten; mein Vater, welcher fühlte, daß seine Eitelkeit mehr als ein Wort in der Angelegenheit mitspreche, schwankte in nachdenklichem Zögern wie damals, als er seinen ersten Copley Fielding kaufte.

Aber schließlich wurde die Pacht dennoch angetreten, und jedermann sagte, es sei gut und für uns gerade das Rechte. Und in der That freute sich meine Mutter, ihre Topfpflanzen in Reih und Glied im geräumigen Gewächshaus aufzustellen, und die Aussicht aus unserm Frühstückszimmer war wirklich schön und lieblich.

Wir kauften drei Kühe, hoben den Rahm von unserer eigenen Milch ab und machten unsere eigene

Butter; wir hätten einen Stall und ein Nebengebäude, eine Scheune und einen Schweinestall und ein Häuschen für den Pförtner, welcher unliebsame Besucher abhalten konnte an unsere Thür zu klopfen: Ja, das hatten wir alles, aber wir waren doch nimmer so glücklich, wie zuvor, nimmermehr so recht „zu Hause“.

In Champagnole und in Chamounix, in der „Glocke“ zu Dijon und im „Schwan“ zu Luzern: das waren noch die alten, vertrauten Stellen. Aber trotz all der glücklichen Tage, die wir in unserm Hause auf Denmark Hill erleben sollten, waren die neuen Freuden, die es bot, für uns nicht mehr was jene gewesen waren. Die Körbe voll Pfirsiche schmeckten nicht mehr so süß wie das Duzend oder die anderthalb von Herne Hill, und die Hunderte von Äpfeln, die der große Obstgarten brachte, wogen nicht die Schüssel voll sibirischer Saueräpfel auf, die uns jener Garten bescheert hatte.

Und meinen Kanal habe ich doch nie gegraben!

Harrys Kunstfertigkeit, die nötigen Schleusen selbst auszuführen war mir in der That beinahe zu herrlich vorgekommen, für mich unerreichbar, wenn nicht gar unglaublich. Auch hatte ich nie den Wasserverbrauch mit in meine Berechnung gezogen. Die Gärtner brauchten alles, was sich in den Wasserfässern, sammelte für das Gewächshaus, sodaß ich nur die Möglichkeit für einen trockenen Graben vor mir sah, der für die Küche sehr unbequem gewesen wäre; so ergab ich mich in mein Schicksal! Der bezaubernde Ge-

danke wollte mir aber nie aus dem Kopf, und einige zwanzig Jahre später legte ich wirklich verschiedene Wasserkünste nach dem Vorbild derer von Fontainebleau an, wovon ich später noch erzählen werde.

Im nächsten Jahr hatten wir Weg auf, Weg ab genug in unserm neuen Garten herumzureisen. Den Winter hatte ich meine beste Kraft auf den ersten Band der „Modern Painters“ verwendet und der Sommer war dadurch unterbrochen, daß ich einen Kursus in Oxford durchmachte. Im Tagebuch findet sich nichts, das der Erwähnung wert wäre.

Der genannte erste Band muß ungefähr zu meines Vaters Geburtstag erschienen sein; bis Ende des Jahres war sein Erfolg gesichert und am 1. Januar 1844 brachte mir mein Vater Turners „Skavenhändler“ als Neujahrs Geschenk. Ich stellte es auf das Gesims beim Fußende meines Bettes, wo ich einst meinen eigenen „Loch Achray“ stehen hatte. Die Freude an meinem ersten selbstgemachten Bilde kann jeder verstehen; aber das Entzücken, mit dem ich einen neuen Turner in Besitz nahm, versteht keiner! Was soll ich also lang davon sprechen!

Für den zweiten Band, der nicht im geringsten werden sollte, was er geworden ist, mußte ich wieder nach Chamoni. Diese Reise sollte speziell den Zentralalpen gelten, und am 1. Juni 1844 fanden wir uns in glücklicher Stimmung wieder am Ufer des Genfer Sees.